

Le souterrain

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Soldat : Monatszeitschrift für Armee und Kader mit FHD-Zeitung**

Band (Jahr): **4 (1928-1929)**

Heft 4

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-706530>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

mein kann man behaupten, dass die Fliegerangriffe überhaupt nur während der Mobilmachung entscheidende Erfolge gegen unsere Armee erzielen werden. Auch werden dadurch, dass die Truppen die Mobilmachungsplätze und allgemein die grösseren Orte verlassen haben, die Flieger von diesen Orten abgelenkt und zersplittert auf die Truppen. Wohl werden die Flieger diesen Truppen mancherlei Schaden zufügen, sie werden sie aber nicht vernichten können.

Die Fliegergefahr schliesst in sich auch die Hauptsache der Gasgefahr, die somit ebenfalls am grössten während der Mobilmachung ist und gefährdet dann zugleich die Zivilbevölkerung. Daher lenkt wiederum die rasche Mobilmachung die Gasgefahr zunächst von den Mobilmachungsplätzen ab auf die aufmarschierten Truppen. Sobald dann die erste Mobilmachungsunruhe und Ueberschuldung vorüber ist, kann man bei den Truppen und auch bei der Zivilbevölkerung das Verhalten gegen Gas ausreichend ordnen. Dieses Verhalten sollte vielleicht schon im Frieden besser vorausgesehen und bekannt sein. Die Gasmaske ist notwendig nur für den Soldaten und für den, der wie er an einem Posten trotz Gasgefahr ausharren muss. Die andern, vor allem Kinder und Frauen, können sich aus den gefährdeten und als solche bald erkennbaren Räumen verziehen. Für Gas- und für Sprengbomben bedarf der Feind bestimmter und auch ausgiebiger Ziele. Ich will hier nicht der Behauptung von den alles vernichtenden Fliegerangriffen die grossen Zahlen der erforderlichen Mengen entgegenstellen. Es ist dies erst kürzlich von anderer Seite in der Presse unseres Landes geschehen. Ich begnüge mich hier mit der Behauptung, dass die Gasgefahr uns erschrecken soll wie der schwarze Mann die Kinder, und immer gewollte Propaganda ist, besonders dann, wenn sie von den Grossmächten und ihren militärischen Fachleuten ausgehen. Da man dort die Geheimdiplomatie und das Geheimnis ihrer Rüstung keineswegs preisgibt, verfolgen ihre Flieger- und Gasdrohungen politische Zwecke und bleiben nicht bei der Wahrheit. Unsere Friedensfreunde wollen den eigenen Fachleuten nicht glauben, sind aber leichtgläubig für alles, was das Ausland sagt.

Das dritte Schreckgespenst der Pazifisten sind die schwere Artillerie und die Ueberzahl der Feinde. Aber wer Sinn für die Zusammenhänge von Truppenzahl und Waffen mit dem Kampfgebiet hat, versteht, wenn unsere Vorschrift «Felddienst» sagt, dass der Feind in unserem Gelände nur ausnahmsweise seine Ueberzahl und übermächtige Artillerie, Kampfwagen oder Flieger zur Geltung bringen kann, und dass es an uns ist, uns nicht dort, wo es ihm Vorteile bringt, zum Kampf anzutreten.

Das Schicksal hat uns eine natürliche Festung als Heimat gegeben — vielleicht sind wir deswegen seit Jahrhunderten unabhängig geblieben —, ein Gelände von grosser Verteidigungsstärke. Hier bricht keiner leicht durch, wenn die Wächter rechtzeitig wachsam hinter Stein und Busch bereitliegen. Man könnte sich streiten, ob Hochgebirge und Jura oder unser welliges, unübersichtliches, mit Hügeln, Fluss- und Bachläufen, mit Ortschaften und Höfen durchsetztes Mittelland stärker sind. Für die Maschinengewehre, leichte und schwere, ist das Gelände, wie auch der Kanton Zürich es ist, denkbar gut geeignet, vielleicht besser noch als vielerorts in den Bergen. Dafür erschwert das Gebirge dem Feind den Aufmarsch und Nachschub. Beinahe überall findet sich sodann hinter jeder Stellung unseres Landes unmittelbar wieder eine starke Geländewelle und setzt einem Er-

folg des Feindes Grenzen, solange wir nicht in Panik davonlaufen.

Für grosse moderne Armeen findet man in unserem Lande gewissermassen kein geeignetes Schlachtfeld. Um Schlachten zu schlagen mit Armeen, wie sie im Weltkrieg auf Fronten von 50 und mehr Kilometern kämpften, muss man Gelände aufsuchen dort, wo es die Kriegführenden sich wählen. Solange also die allgemeine Wehrpflicht uns eine ausreichende Zahl von Streibern sichert und solange diese mit den Waffen, die unserem Gelände entsprechen, ausreichend ausgerüstet sind, also mit Maschinengewehren und Feldartillerie — jene müssen vermehrt und diese modernisiert werden —, genügt die äussere Rüstung der Armee, um den Nachbar vom Angriff und Krieg abzuhalten, und wenn er dennoch angreift, ihm standzuhalten.

Sicher hat neben der Achtung, die unsere Ausbildung den Nachbarn aufzwingt, auch die Beurteilung unseres Geländes uns 1914 bis 1918 vor Krieg bewahrt. Um uns in unserem Gelände wie Spreu zu zersprengen, müsste Disziplin und Ausrüstung vernachlässigt oder die Armee überhaupt abgerüstet sein. Erst teilweise oder gänzliche Abrüstung macht die Kriegsführung durch unsere Täler und Berge aussichtsreich, verlockend und unabwendbar.

Die Gegner unserer Rüstung mögen sich, sofern es ihnen ernsthaft um die Erhaltung des Friedens für unser Volk und Land zu tun ist, überlegen, ob es eine Ueberhebung und falsche Rechnung ist, wenn wir, die wir unser Land durch Rüstung schützen wollen, sagen: es ist wahrscheinlicher, uns den Frieden zu garantieren durch die Rüstung als durch Hoffnungen auf die Nächstenliebe der Menschheit, auf Zukunftshoffnungen und auf Zusicherungen irgendwelcher Art.

Ich scheue mich nicht, zu behaupten, dass unser Friede, soweit als menschliche Berechnung es erlaubt, gesichert ist, wenn es uns gelingt, den weltberühmten Wehrgedanken der Eidgenossen wachzuerhalten trotz der heutigen Zeitideen. Wenn es uns gelingt, uns frei zu halten von Dingen, die fremden Wünschen entsprechen und fremden Einflüssen entspringen, und wenn es uns gelingt, die Ausbildung immer mehr so zu betreiben, dass unser Vertrauen zur Armee nicht durch falsche Propheten untergraben wird und folglich auch das Ausland unsere Tüchtigkeit und Entschlossenheit kennt, dann wird dies zusammen mit der uns möglichen äusseren Rüstung eine Rüstung sein, die genügt, um uns den Frieden zu erhalten. Dann ist das Standbild auf Les Rangiers nicht nur ein Denkmal, sondern ein Wahrzeichen unseres Wehrwillens und eine Warnung an die Nachbarn: Hände weg!

Le souterrain.

En 1905 déjà (il y a 23 ans!) on se préoccupait de la guerre sous terre. Voici des pages intéressantes parues jadis dans le «Petit Journal militaire» de Paris:

Au milieu des applications multiples que les armées modernes font, de plus en plus, des progrès des sciences, il est curieux de constater que, sur certains points tout au moins, on conserve les principes anciens, ou plutôt on y revient après les avoir abandonnés.

C'est ainsi que, de tout temps, le soldat, à la guerre, a cherché à s'enfoncer dans le sol chaque fois qu'il pensait devoir rester quelque temps en place, ou pour établir des communications cachées.

Puis, au milieu du dix-neuvième siècle, les travaux souterrains ont perdu toute leur faveur.

Enfin, ces dernières années, on y est complètement revenu; et les guerres les plus récentes n'ont fait qu'accentuer cette tendance.

Au Transvaal, en effet, nous avons vu les Boers vivre plusieurs jours en des tranchées profondes, où ils étaient à l'abri des vues et des coups. En Mandchourie, nous savons combien, des deux côtes, on s'acharnait à creuser la terre; les troupes se créaient des abris ressemblant à de véritables terriers de lapins; de profonds fossés servaient à réunir les positions importantes.

Dans la guerre de siège, cela est encore plus accentué: avec les projecteurs modernes, la nuit ne suffit plus pour masquer des mouvements d'approche; on est obligé, comme du temps de Vauban, d'avoir recours à la sape ou à la mine.

Les travaux de sape sont des cheminements en zigzags qui se font d'une manière progressive, les travailleurs étant toujours protégés par l'inclinaison du cheminement par rapport à la direction du tir de l'ennemi, et par la profondeur de la tranchée où ils travaillent.

Les travaux de mines consistent dans le percement de galeries souterraines, qui s'avancent peu à peu vers les forts de l'assiégé; dès qu'elles sont parvenues au-dessous d'eux, on y fait éclater une quantité d'explosif suffisante pour les faire sauter. C'est ainsi qu'ont été détruits les principaux forts de Port-Arthur.

Aujourd'hui, on s'enterre de plus en plus et, comme les projectiles actuels ont une très grande puissance de destruction, on descend de plus en plus profondément. Regardez un fort ancien: vous verrez se profiler sur le sol des masses élevées aux formes savantes, traverses, cavaliers, etc.; c'est là que se perchaient les canons de nos pères.

Regardez maintenant un fort moderne: de loin on ne voit rien, tout est au-dessous du niveau du sol; quant aux canons, ils sont, pour la plupart, disséminés, hors du fort, en des batteries annexes également enterrées, c'est-à-dire entièrement creusées dans le sol.

On ne laisse dans les forts que le strict nécessaire comme garnison et comme approvisionnements. Le reste est à l'extérieur, mais, pas plus que dans les forts, il ne jouit de la lumière du ciel. Pour éviter les effets des bombardements, que facilite la grande portée des armes actuelles, la loi du souterrain sévit jusque très loin derrière la ligne des forts; cherchez les casernements des troupes de secteur destinées à protéger, à renforcer, à relever celles des forts vous n'apercevrez pas de monuments élevés ni même de baraques; vous serez seulement intrigué par quelques petites tourelles, qui, de-ci de-là, au milieu des champs, s'élèvent timidement; approchez, vous constaterez que ce ne sont que des cheminées d'aérage, et vous ne tarderez pas à découvrir, sur la pente voisine, l'entrée grillagée de l'immense terrier où plusieurs centaines d'hommes vivraient en cas de siège. Si vous pouviez y pénétrer, vous seriez stupéfaits: dortoirs, cuisines, réfectoires, il y a de tout là-dedans . . . assaisonné d'une forte dose d'humanité.

Il en est de même des magasins à munitions; projectiles et poudres reposent à plus de dix mètres de profondeur, complètement à l'abri des effets des explosifs les plus puissants.

Il y a même sous terre des villes entières. Une de nos principales places fortes de l'Est possède un immense souterrain suffisant pour recueillir toute la garnison ainsi que la population civile; tout y est organisé pour permettre d'y vivre plusieurs mois, tels les premiers chrétiens dans les catacombes: tandis que l'as-

siégeant détruirait la ville de fond en comble avec ses obus, les habitants, à vingt mètres sous terre, se riraient (?) de ses efforts impuissants. F.

Une opinion romande et "le Sous-officier suisse".

Ce n'est certes pas sans une stupeur profonde que vous avez pris connaissance de notre dernier Sous-off. suisse et je partage, vous pouvez en être sûr, l'indignation que vous avez certainement ressentie après la lecture des articles en français qui ont paru dans le no. 3, du 11 octobre 1928, de notre organe central.

La composition des textes français présentait jusqu'ici certaines fautes que nous pouvions peut-être facilement pardonner, bien qu'elles n'auraient pas dû se produire, tant il nous paraissait et qu'il nous paraît encore qu'il serait très facile d'y remédier.

Mais, jamais nous n'aurions supposé qu'il serait livré à la publication des textes dont la composition fut exécutée d'une façon aussi épouvantable que ceux qui ont paru dans le dernier numéro précité.

Et c'est à se demander si l'on ne se moque pas des Romands. En tout cas je crains fort que cela provoque des refus d'abonnement et aux dernières nouvelles reçues cela semble malheureusement être bien ce qui va se produire.

J'ai dit malheureusement car cette renonciation à l'abonnement arrive dans un moment où de toute façon le CC. fait une propagande intense pour augmenter le nombre des abonnés, seul moyen efficace pour assurer la publication régulière de notre organe central.

Vous pouvez être certains que je ne critiquerai nullement le geste de ces camarades; je les comprends parfaitement et suis dans l'obligation de constater que c'est une façon, si ce n'est la meilleure, de protester contre cette manière de divertir les Romands qui commencent par la trouver mauvaise.

Ces faits, que notre amour-propre se refuse à admettre, ne doivent plus se reproduire; ils ne peuvent plus être tolérés, il faut y remédier à tout prix.

Certains d'entre-nous sont mécontents du peu de texte français que l'on insère dans notre journal en regard du grand nombre d'articles en langue allemande qui y paraissent. En outre, on se plaint aussi de ce qu'il manque souvent l'explication française à certains photographies.

Mais, en parlant d'amour-propre, en exposant ce point de vue, c'est peut-être aussi nous condamner nous-mêmes. Qu'avons-nous fait, que faisons-nous pour notre journal et c'est ce que ne manqueront pas de nous demander nos dirigeants, et j'entends déjà: «Vous réclamez, mais c'est de votre faute, vous n'écrivez pas, vous ne pondrez rien.»

Evidemment, c'est un argument très facile à développer: «Vous vous plaignez, mais il ne faut pas vous en prendre qu'à vous-mêmes.»

Soit ne nous dérobons pas, reconnaissons que nous y sommes pour quelque chose. Mais finalement, disons-le aussi une fois carrément que nous ne sommes pas satisfaits de la composition française que l'on estropie; l'on y relève des erreurs qui font paraître ridicules certaines phrases et modifient totalement le sens de certains mots qui deviennent absolument incompréhensibles et même risibles.

Pour moi j'ai l'impression très nette que ces derniers faits sont l'origine de notre indifférence. En tout